

Hermeneutische Blätter  
1/2 • 2010

# VERTRAUEN VERSTEHEN

Institut für Hermeneutik  
& Religionsphilosophie  
Theologische Fakultät  
Universität Zürich

# Glaube und Vertrauen in der johanneischen Literatur

*Jean Zumstein*

Das Vertrauen ist eine anthropologische Einstellung, die eine ausserordentlich wichtige Rolle in der jüdisch-christlichen Tradition spielt. Sowohl für Jesus als auch für Paulus und Johannes ist mit dem Vertrauen die Schlüsselfrage jeder menschlichen Existenz gestellt. Denn mit dem Vertrauen steht das Problem des Fundaments des Lebens auf dem Spiel. Somit ist es von grossem Interesse zu untersuchen, wie diese Thematik in den ersten Schriften des Urchristentums, d.h. im Neuen Testament, zur Sprache kommt. Als Beispiel ist die johanneische Literatur gewählt worden.

## 1. Glaube und Vertrauen

Wie ist die Frage des Vertrauens im vierten Evangelium zu verorten? Zweifellos ist in dieser Schrift das Verhältnis zwischen Vertrauen und Glaube von besonderer Bedeutung. Denn mit der johanneischen Auffassung des Glaubens tauchen die folgenden Fragen auf: Wem schenke ich mein Vertrauen? Worin setzte ich mein Vertrauen? Worauf vertraue ich?

Anhand dieser elementaren Formulierungen können schon einige Aspekte des Vertrauens im johanneische Sinn thematisiert werden. Zuerst ist das Vertrauen nicht in erster Linie ein Gefühl, das sich kaum wahrnehmen und beschreiben liesse, sondern eine gewählte Einstellung. Es ist ja kein Zufall, dass der Evangelist nicht Substantive benutzt, um dieses anthropologische Phänomen auszudrücken, sondern Verben. D.h.: das Vertrauen ist kein Zustand, keine natürliche Eigenschaft, sondern eine existentielle Bewegung. Als bewusste Haltung ist das Vertrauen gleichzeitig ein relationaler Begriff. In der Frage des Vertrauens geht es immer um eine Beziehung, sei es zu sich selbst, sei es zu den anderen, sei es zu dem ganz Anderen. Schliesslich ist ein qualitativer Aspekt zu nennen. Vertrauen und Qualität des Lebens sind verbunden. Verschwindet das Vertrauen, verliert die menschliche Existenz ihren Zugang zum Glück, zu einer ungetrübten Zukunft, zur Fülle.

## 2. Das fehlende Vertrauen

Gerade dieses Problem des fehlenden oder des gescheiterten Vertrauens ist im vierten Evangelium ausführlich thematisiert. Es kann von zwei verschiedenen Gesichtspunkten angegangen werden. Zuerst, anhand des Prologs, wird offensichtlich, dass Gott, obwohl er sich durch den Logos in der Welt manifestiert, nicht angenommen wird: «Die Welt ist durch ihn geworden und die Welt hat ihn nicht (an)erkannt» (1,10) oder: «Er kam in das Seine und die Seinen nahmen ihn nicht auf» (1,11). Mit anderen Worten: der Mensch schenkt dem inkarnierten Logos kein Vertrauen, der Logos wird nicht zum Fundament des Lebens seiner Geschöpfe. Die Konsequenz dieser Vertrauensablehnung ist verhängnisvoll. Der Mensch lebt in der Finsternis: er ist nicht in der Lage, eine aufgeklärte, d.h. der Wahrheit entsprechende Orientierung zu finden. Sein Dasein ist radikal entfremdet. Derjenige aber, der dem Logos Vertrauen schenkt, empfängt eine neue Existenzmöglichkeit (1,12: «Die ihn aber aufnahmen, denen gab er Vollmacht, Kinder Gottes zu werden, denen, die an seinen Namen glauben»). Die unbedingte Aufnahme des Logos, d.h. das dem Logos geschenkte Vertrauen, schafft eine neue Beziehung mit Gott, die mit der Gabe des Lebens in Fülle verbunden ist.

Die kritische Enthüllung des menschlichen Misstrauens durch den johanneischen Christus – dies ist der zweite Aspekt – führt einen Schritt weiter. Nach der Tempelreinigung und nach der Vollendung zahlreicher Zeichen durch Jesus, die viele Menschen zum Glauben führten, wird der folgende Kommentar hinzugefügt: »Jesus selbst aber vertraute sich ihnen nicht an. Er kannte sie alle und brauchte von niemandem ein Zeugnis über den Menschen, denn er wusste, was im Menschen war« (2,23–25). Diese Bemerkung des Evangelisten ermöglicht eine Vertiefung der Analyse. Das Vertrauen ist kein Gefühl, das durch Sympathie erweckt werden könnte. Das Phänomen ist mit dem «Inneren» des Menschen verbunden. Der Ermöglichungsgrund des Vertrauens findet sich in der Innerlichkeit des Menschen, d.h. in der Art und Weise, wie dieser sein Leben versteht und vollzieht. Eine augenblickliche Sympathie für ausserordentliche Taten ist noch kein Vertrauen im eigentlichen Sinn. Nur derjenige, der das echte Fundament seiner Existenz, d.h. in der johanneischen Terminologie «die Wahrheit» (= die göttliche Wirklichkeit) entdeckt hat, kann das Vertrauen Christi erwecken und dem Christus vertrauen. Erst durch die Annahme der Offenbarung kann ein Vertrauensverhältnis, d.h. ein Glaubensverhältnis geknüpft werden.

Warum ist aber – in diesem Kommentar – das Urteil des johanneischen Christus über den Menschen dermassen negativ? Was verhindert die Entstehung des Vertrauens? Das Gespräch des Nikodemus mit dem johanneischen Christus bringt ein Indiz. Am Beispiel des grossen (?) jüdischen Gelehrten wird nämlich klar erkennbar, dass sich der Mensch auf bestimmte Werte, auf eine Weltanschauung stützt, die keinen Raum für das Kommen des Göttlichen zulässt. «Was aus dem Fleisch geboren ist, ist Fleisch, und was aus dem Geist geboren ist, ist Geist» (3,6). Es geht in diesem berühmten Vers nicht um einen metaphysischen Dualismus. Der johanneische Christus behauptet, dass der Mensch durch sein Woher bestimmt ist. Insofern der Mensch in der Immanenz, in der unmittelbaren und feststellbaren Wirklichkeit, den einzigen Horizont seines Lebens identifiziert, ist er für den kommenden Gott nicht offen. Er ist radikal entfremdet.

Diese Entfremdung taucht in der Geschichte des Blindgeborenen (Kap. 9) wieder auf. Dort gestalten die theologischen Behörden aufgrund ihrer religiösen Auffassung die Wirklichkeit um, während der Geheilte, der seine Ignoranz gesteht und sich durch eine überaus nüchterne Wahrnehmung dieser selben Wirklichkeit auszeichnet, den Weg des Glaubens findet.

Schliesslich ist auch die Erfahrung von Thomas (20,24–29) wegweisend. Er will die Auferstehung Jesu, d.h. das göttliche Handeln par excellence anhand seiner Kriterien, die der Immanenz verhaftet sind, verifizieren. Erst wenn er – konfrontiert mit dem Wort des johanneischen Christus – auf seinen Anspruch verzichtet, ist er in der Lage, seinem Herrn Vertrauen zu schenken.

Dieses fehlende Vertrauen, das den Menschen in der johanneischen Anthropologie kennzeichnet, diese verkehrte Auffassung des Vertrauens ist verwirklicht im Selbstvertrauen. D.h.: die entscheidende Frage besteht darin, ob der Mensch die Grundlage des Vertrauens in sich selbst oder ausser sich selbst finden wird.

### 3. Das stiftende Vertrauen

Das vierte Evangelium lässt in dieser Hinsicht keinen Zweifel offen. Das Vertrauen ist eine Gabe, dessen Ermöglichungsgrund in dem Verhältnis zwischen dem Vater und dem Sohn liegt. Der Leser dieser Schrift ist immer wieder damit konfrontiert, dass das vollkommene Vertrauen, das das Verhältnis zwischen dem johanneischen Christus und Gott kennzeichnet, ausführlich thematisiert wird. Dieses vollendete Vertrauen kommt in der Dialektik «Einheit/Unterschied»

zum Ausdruck. D.h.: obwohl Gott und der inkarnierte Sohn zwei unterschiedliche Gestalten sind, sagt der Sohn keine anderen Worte, als diejenigen des Vaters, vollbringt keine andere Werke als diejenigen des Vaters. Unter dem Gesichtspunkt der Offenbarung sind der Sohn und der Vater eins. Anders formuliert: Gott hat für die Welt keine andere Gestalt als diejenige des inkarnierten Christus. Ein typisches Beispiel dieses gegenseitigen Vertrauens ist mit dem Gebet des johanneischen Christus vor dem Grab des Lazarus gegeben: «Vater, ich danke dir, dass du mich erhörst hast. Ich wusste, dass du mich allezeit erhörst; aber um der Menge willen, die da ringsum steht, habe ich es gesagt, damit sie glauben, dass du mich gesandt hast» (11,41-42).

Johannes benutzt noch eine andere Sprache, um diese vollkommene Gemeinschaft auszudrücken, nämlich die Sprache der «reziproken Immanenz»: der Sohn ist im Vater und der Vater ist im Sohn. Diese Immanenz-Aussagen sind nicht metaphysisch zu verstehen. Sie spekulieren nicht über das Wesen des göttlichen Seins. Das Relationale steht im Zentrum. Es wird behauptet, dass der Vater ohne die kleinste Einschränkung dem Sohn vertraut, dass er ihn unter den Menschen vollkommen vertritt, und umgekehrt, dass der Sohn ohne die kleinste Einschränkung dem Vater vertraut, dass er ihn mit der zu offenbarenden Wahrheit beauftragt hat. Dieses gegenseitige Verhältnis wird unter das Zeichen der Liebe gestellt. Gerade diese beherrschende Liebe führt dazu, dass dieses Verhältnis Bestand hat, Leben fördert, bis im Tode sich durchsetzt. Am Ende der zweiten Abschiedsrede erklärt der Christus in Bezug auf das Kreuz: «Und doch bin ich nicht allein, denn der Vater ist bei mir» (16,32). Dieses Verhältnis ist definitiv der Ort des Lebens in Fülle.

Aus diesem Grund bildet dieses stiftende Verhältnis zwischen dem Vater und dem Sohn den Kern der johanneischen Osterbotschaft. Der Gekreuzigte-Erhöhte sagt Maria von Magdala: «Geh aber zu meinen Brüdern und sage ihnen: Ich gehe hinauf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott» (20,18). Für das erste Mal im Evangelium sind die Jünger Jesu zu seinen «Brüdern» geworden. Dieser Statuswechsel ist aber dadurch bedingt, dass – ebenfalls für das erste Mal im Evangelium – der Gott Jesu zum Gott der Jünger, der Vater Jesu zum Vater der Jünger geworden ist. Mit anderen Worten: von nun an haben die Jünger Zugang zu Gott wie Jesus selbst. Von nun an teilen sie dieses einzigartige Verhältnis, das der vollkommene Ausdruck des Vertrauens ist. Indem sie diese österliche Gabe empfangen, bekommen sie gleichzeitig das stiftende Vertrauen, das nicht erschüttert werden kann.

Wie kann aber ein solches Vertrauen entstehen? Wie kann diese Gabe Raum in der menschlichen Existenz finden? Wie kann der Mensch von einem falschen zu dem echten Vertrauen übergehen? Die zahlreichen Gespräche im Johannesevangelium liefern dazu wertvolle Indizien.

#### 4. Der Aufbau des Vertrauens

Das Gespräch mit Nikodemus (Kap. 3) bildet ein erstes Beispiel. Der Anfang des Dialogs lässt einen jüdischen Lehrer in Erscheinung treten, der sich auf ein konstituiertes Wissen beruft («Wir wissen» 3,2). Der theologische Fachmann erhebt den Anspruch, die Spuren Gottes in der Welt identifizieren zu können und von daher Jesus als einen Lehrer, der von Gott gekommen ist, zu bezeichnen. Die Kriterien, die die Interpretation der Wirklichkeit ermöglichen, sind in seinem Besitz. Von daher weiss er – es ist, denkt er, eine durch die Erfahrung begründete Evidenz –, dass der Mensch nicht ein zweites Mal geboren werden kann. Indem aber er auf diese Weise argumentiert, gehört er zum «Fleisch». Er schenkt sein Vertrauen dem Vergänglichen, dem Menschlichen, seine Referenz ist die immanente Welt. Für Johannes lebt er in der Finsternis und sein Vertrauen ist ein zerbrechliches, unvollkommenes und blindes Vertrauen. Was er vergessen hat, ist, dass die echten Kriterien, die zu einer gelungenen Interpretation der Wirklichkeit führen, ihm nicht gehören. Sie sind erst mit der Gabe des Geistes gegeben. Ein zementiertes Wissen hat keine Chance, das Unvorsehbare, d.h. in diesem Fall den inkarnierten Logos, mit Offenheit zu treffen. Um den Weg zum echten Vertrauen zu finden, muss er eine neue Geburt erleben, d.h. für das Unverfügbare, für das von oben Kommende offen sein. Er muss eine Erkenntniskrise durchmachen.

Von grossem Interesse ist auch der Weg, den die Samaritanerin zurücklegen muss, um ihr Vertrauen Jesus zu schenken (Kap. 4). Solange sie der alltäglichen Umwelt und ihrer religiösen Tradition verhaftet bleibt, ist sie nicht in der Lage, die Stimme Jesu in Wahrheit zu hören. Erst wenn der johanneische Christus ihr befiehlt, ihren Mann zu holen, bricht ihre Welt zusammen und die Frage der rechten Anbetung taucht auf. Erst wenn sie radikal in Frage gestellt worden ist, ist sie bereit, auf die Offenbarung zu hören und ihr Vertrauen in Jesus zu setzen.

In dieser Hinsicht ist auch die Heilung des Blindgeborenen (Kap. 9) vielbedeutend. Der grosse Unterschied zwischen ihm und

seinen aufeinander folgenden Gesprächspartnern besteht in seiner Ignoranz und in seiner intellektuellen Redlichkeit. Während die Nachbarn, die Eltern und vor allem die theologischen Behörden versuchen, anhand ihrer Vorurteile oder gemäss einem starren und zementierten Wissen oder nach ihrem unmittelbaren Interesse die geschehene Heilung zu interpretieren, wartet der Geheilte auf eine überzeugende Antwort, die mit dem Verlauf der Fakten vereinbar ist. Das Fazit ist ernüchternd: das menschliche Wissen – sei es populär oder in seiner höchsten Form, nämlich als theologisches Wissen – scheitert an dieser Aufgabe, ist nicht vertrauenswürdig.

Der Aufbau des Vertrauens beginnt – so lautet die johanneische These – mit einer Krise der Erkenntnis. Nur der Mensch, der seine Ignoranz und seine Ratlosigkeit anerkennt, ist in der Lage, auf ein falsches Vertrauen zu verzichten und den Weg des echten Vertrauens zu finden.

## 5. Der Wort als Vehikel des Vertrauens

Wie vollzieht sich aber die Entdeckung und der Aufbau des echten Vertrauens? Der Prolog bringt (1,1-18) den Leser auf die Spur. Derjenige, der den Ermöglichungsgrund des echten Vertrauens mitbringt, wird als Logos bezeichnet. Auf diese Weise wird die entscheidende Dimension des Wortes hervorgehoben. Die Teilnahme an dem Verhältnis zwischen dem Vater und dem Sohn, die das echte Vertrauen stiftet, ist keine mystische bzw. unsagbare Erfahrung. Im Johannesevangelium schenkt der Glaubende sein Vertrauen keinem unergründlichen Geheimnis, sondern einer formulierten und verständlichen Offenbarung. Inwiefern aber ist eine solche Offenbarung zugänglich, wenn der inkarnierte Logos gekreuzigt worden ist und dieser Welt nicht mehr gehört?

Das Spiel zwischen den beiden Schlüssen des vierten Evangeliums (20,30-31; 21,24-25) ist in dieser Hinsicht lehrreich. Nach diesen beiden Stellen kommt die Geschichte des johanneischen Christus von nun an in einer Schrift zum Ausdruck. Durch die Vermittlung des verschriftlichten Evangeliums wird der Logos hörbar. Zwei Aspekte sind hier besonders wichtig.

Zuerst präzisiert der erste Schluss (20,30-31) den Gegenstand des Glaubens: «Diese (= Zeichen) sind aufgeschrieben, damit ihr glaubt, dass Jesus der Christus ist, der Sohn Gottes, und dadurch, dass ihr glaubt, Leben habt in seinem Namen». Der Leser ist in einem ersten Schritt dazu berufen, an die einzigartige Identität Jesu zu glauben –

dieser steht in einem Verhältnis zu Gott, der ohne Vergleich ist. Dieser christologischen These Vertrauen zu schenken, führt – das ist der zweite Schritt – zum Empfang des ewigen Lebens. Echtes Vertrauen und Leben in Fülle sind, für Johannes, ein und dieselbe Sache. Denn wie ist der Begriff «ewiges Leben» zu verstehen? «Ewiges Leben» ist dort gegeben, wo der Mensch in einem transparenten und konfliktlosen Verhältnis zu Gott steht. Dadurch ist die Frage der Zukunft und des Todes entdramatisiert; der Vertrauende geht ohne Furcht dem kommenden Gott entgegen. Dadurch ist die Frage der Vergangenheit keine Drohung mehr; der Glaubende hat das Gericht hinter sich. Dadurch kann er dem Nächsten in Freiheit und Liebe begegnen.

Der zweite Schluss qualifiziert die Qualität des Wortes, das im vierten Evangelium zur Sprache kommt: «Und wir wissen, dass sein Zeugnis wahr ist» (21,24). Inwiefern ist diese selektive Erzählung vertrauenswürdig? Einerseits weil diese vita Christi als Zeugnis, d.h. als anerkennende und bekennde Erzählung, zu betrachten ist. Ihr Gewährsmann ist ja der Lieblingsjünger, d.h. – unter einem johanneischen Gesichtspunkt – der qualifizierte Zeuge und Hermeneut Jesu. Und andererseits, ist dieses Zeugnis «wahr». Dessen Wahrheit besteht allerdings nicht in einer vermeintlichen historischen Genauigkeit im Sinne der modernen Geschichtswissenschaft. «Wahr» bezeichnet in der johanneischen Sprache die göttliche Wirklichkeit. Das Zeugnis des Lieblingsjüngers erweist sich als wahr, indem es die Realität Gottes zur Sprache bringt und dadurch die Entstehung des echten Vertrauens ermöglicht.

— Dr. Jean Zumstein ist emeritierter Professor für neutestamentliche Wissenschaft an der Universität Zürich.